

Umschau

„Geburtsfehler: weiblich“

Zu Elisabeth Gössmanns Lebenserinnerungen

Elisabeth Gössmann, so viel ist heute schon sicher, wird als eine der erfolglosesten Pionierinnen im Einsatz für die Gleichberechtigung der Frauen in Kirche und Theologie in die Theologiegeschichte eingehen – und zugleich als eine der erfolgreichsten¹. Mit Uta Ranke-Heinemann, die einen anderen Weg gegangen ist, ist sie eine der beiden Frauen, die 1954 als erste den Doktorgrad in katholischer Theologie erwerben konnten: bei Michael Schmaus, der sich wie damals keiner sonst für Frauen in der wissenschaftlichen Theologie eingesetzt hat (222–240).

Gössmann war auch die erste, die eine Habilitation in diesem Fach anstrebte und dazu eine Monographie über die berühmte „Summa Fratris Alexandri“, das Teamwork aus der Schule des Franziskaner-Magisters Alexander von Hales († 1245), daher *Summa Halensis* genannt, erarbeitete und 1962 einreichte. Doch am Vorabend des Zweiten Vatikanums waren sich die deutschen Bischöfe noch nicht einmal schlüssig über die Ermöglichung der Habilitation von Laien überhaupt – worunter auch männliche Kollegen Gössmanns zu leiden hatten –, ganz zu schweigen von der Habilitation von Frauen, noch dazu im Fach Dogmatik. Die Habilitationsschrift über „Metaphysik und Heilsgeschichte. Eine theologische Untersuchung der Summa Halensis“ erschien dann 1964, trotz des gescheiterten Verfahrens gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Sie gilt als Standardwerk zum Thema der hochmittelalterlichen Franziskanertheologie.

Gössmann erzählt diese nicht erst von heute aus gesehen beschämende Geschichte mit unterkühlter Sachlichkeit (267–273). In der zweiten Hälfte der 60er Jahre brach das Eis: Laien wurden habilitiert und ordentliche Professoren, sogar in theologischen Hauptfächern. Für Gössmann war es zu spät: Formell war sie ja nicht habilitiert, und ihr Lehrer und Förderer Schmaus war emeritiert. Andere ernteten die Früchte ihres vergeb-

lichen Hürdenlaufs: Habilitationen und Professuren in allen theologischen Fächern – noch sind es nur wenige Frauen, aber es werden kontinuierlich mehr. Erst als im Zug der Universitätsreformen der 70er Jahre die sogenannte „kumulative Habilitation“ möglich wurde, konnte auch Elisabeth Gössmann auf der Basis ihres inzwischen beachtlichen Œuvres 1978 in München habilitiert werden; „Re-Habilitierung“ nennt sie es selbstironisch (351) – im Fach Philosophie (348–351)!

Erst 1990 bekam sie eine außerplanmäßige Professur an der philosophischen Fakultät der Universität München mit Promotionsrecht, aber ohne Gehalt. Inzwischen aber war sie trotz allem unübersehbar geworden: in der Fachwissenschaft ebenso wie in der kirchlichen und gesellschaftlichen Öffentlichkeit. Es hatte Ehrungen zuhauf gegeben, Ehrendoktorate – von theologischen Fakultäten, so in Graz (1985), Frankfurt (1994), Bamberg und Luzern (2003), Ehrenprofessorin der Seishin-Universität (1989), Mitgliedschaften in Studien-Kommissionen und Herausgebergremien, Einladungen zu Gastvorlesungen, Gastdozenturen an Universitäten und zu Tagungen in Katholischen Akademien in Europa, USA, Asien, die Sachfragen ins Bewußtsein bringende Besprechungen ihrer Bücher (348–368; 425–448), Einladung beim Bundespräsidenten, gleich zwei Festschriften zum 65. Geburtstag (425–429), die eine („große“) unter dem höchst sachgemäßen Titel „Theologie zwischen Zeiten und Kontinenten“ (1993). Aber gleichzeitig zwischen 1972 und 1984 insgesamt 37 Bewerbungen auf Professorenstellen in Deutschland – und 37 Ablehnungen, trotz Befürwortungen und Empfehlungen von höchstrangigen Persönlichkeiten, soweit dies im Rahmen der Berufungsfreiheit der Fakultäten möglich und sinnvoll war (307–337). Ihre zweite Tochter dagegen bekam 1995 bei der ersten Bewerbung eine C-3-Professur für Japanologie in Trier (425).

Das löste dann regelmäßig den Kommentar von Schmaus aus, der dem Buch den Titel gab: „Geburtsfehler: weiblich“. Einige der Ablehnungsgründe sind ihr durch zornige Indiskretionen mitgeteilt worden – aber sie behält sie für sich (309). Wahrhaftig: Die erfolgloseste Pionierin für die Sache der Frauen – und doch die erfolgreichste, falls diese Hypothese stimmt: Gössmanns Leidensweg durch die Verfahren hat soviel Peinlichkeit bei den Verantwortlichen geschaffen, daß fortan niemand sich mehr erlauben konnte, in der theologischen Wissenschaft ausgewiesene Frauen allein mit dem Argument „weiblich“ zu blockieren.

Was macht diese Frau so außerordentlich und so umstritten, daß die Entscheidungsträger ihr in Deutschland keine Chance geben wollten? Es ist das in der Welt wohl einmalige Forschungs-Dreieck aus Mittelalterforschung, Brückenbau zwischen Europa und Japan, historische und systematisch-theologische Frauenforschung; und dies alles nicht etwa sukzessiv, sondern, je nach gerade vorliegender Anforderung, sozusagen simultan. Die Mittelalterforschung in der Schule von Schmaus und im Geist des von ihm gegründeten Grabmann-Instituts ist Gössmanns frühes Markenzeichen geworden und durchlaufend durch ihren ganzen wissenschaftlichen Weg geblieben (222–239).

Schon früh aber kam das Thema „Frau in der Kirche“ hinzu. Bereits die Dissertation von 1954 „Die Verkündigung an Maria im dogmatischen Verständnis des Mittelalters“ (veröffentlicht 1957) war ein „Frauenthema“ (222–240). Mit Recht hat sie Jahrzehnte später dagegen protestiert, daß man in einem Lexikon-Artikel die „Verkündigung an Maria“ in „Verkündigung des Herrn“ umwandelte, wobei sie den theologiegeschichtlichen Teil, ein Mann aber den feministisch-theologischen Abschnitt zu schreiben hatte (424; vgl. LThK³, Bd. 10, 685ff.).

Mit Verblüffung nimmt man zur Kenntnis, daß nachweisbar die „feministische Theologie“ nicht, wie der „common sense“ meinte, Anfang der 70er Jahre in den USA geboren wurde und dann mit der üblichen Phasenverschiebung von zehn Jahren Anfang der 80er Jahre über die deutsche Theologie hereinbrach. Nein, sie wurde in Deutschland in den 60er Jahren „erfunden“ (274–295). Schon

1961 schaltete sich Gössmann mit ihrem Buch „Die Frau und ihr Auftrag“ in die Diskussion ein (Neuaufgabe 1965), brachte 1962 das Folgebuch „Das Bild der Frau heute“ heraus. Dessen Neuaufgabe (1967), mit Ergänzungen auf der Grundlage der Enzyklika „Pacem in terris“ und der Konzilstexte, stieß auf wunderliche Einwände der Zensur (zu wenig Positives über „Mütterlichkeit“, zu wenig „Lebensdienst in Ehe und Familie“), weil die Herren das vorangehende Buch nicht gelesen hatten (281ff.). Mit „Die streitbaren Schwestern“ (1981) solidarisierte sich Gössmann schließlich mit eben diesen, die sie natürlich inzwischen quer über die Weltmeere alle persönlich kannte.

Ihre Mittelalter-Kompetenz befähigte sie aber immer wieder auch zu kritischer Distanz, wo der Wunsch zum Vater des Gedankens zu werden drohte: Statt nur über die patriarchalisch verseuchte Theologie der Vorzeit zu klagen, hob sie in dem von ihr begründeten „Archiv für philosophie- und theologiegeschichtliche Frauenforschung“ im Iudicium-Verlag die unbekannten, weil verschwiegenen Schätze der Theologie von Frauen mit ihren frauenspezifischen Erfahrungen aus der Vergessenheit (vgl. diese Zs. 215, 1997, 420–422; 217, 1999, 713f.). Damit leistete sie der Sache der Frauen einen größeren Dienst als manche „Frauenrichtlinie“.

Das in der Sache bedrückendste Buch aus dieser Reihe allerdings ist „Mulier Papa. Der Skandal eines weiblichen Papstes. Zur Rezeptionsgeschichte der Gestalt der Papstin Johanna“ (1994). Es umfaßt 400 Seiten Analyse der Quellen, zusätzlich 500 Seiten deutschsprachige Quellen im Faksimile. Das Problem ist nicht die Legende von einer solchen Papstin, sondern die Reaktion der Theologen darauf, die das nicht aus historischen, sondern aus „theologischen“ Gründen nicht glauben mochten und in ihre Ablehnung ihre ganze neurotische Frauenangst und ihren Frauenhaß investierten (373–380). Gössmann beklagt, daß das monumentale 930-Seiten-Buch kaum Auseinandersetzungen ausgelöst habe (378). Aber was gibt es hier „auseinanderzusetzen“ außer einem kopfeinziehenden „Geburtsfehler: männlich“?

Der dritte Winkel des Forschungsdreiecks heißt Japan – und dies schon bald nahe beim zweiten Winkel, der nun interkulturellen Frauenfor-

schung. Ein Jahr nach ihrer Promotion siedelte die Familie – mit Kleinkind! – nach Japan über. Sie blieb zunächst bis 1960 – die in Japan geborene zweite Tochter blieb für immer. Gössmann nahm zunächst eine Dozentur für Deutsch und Deutsche Literatur an der bis 1958 rein männlichen Sophia-Universität der Jesuiten wahr. Bald wurde ihr aber eine Lebenszeit-Professur an der bis heute reinen Frauen-Universität ‚Seishin‘ in der Fakultät für Westliche Philosophie verliehen – der sichere Boden unter den Füßen bei allen späteren vergeblichen Bewerbungen in Deutschland (338–348). Denn in Japan ist möglich, was kein bayerischer Kultusbürokrat zu erlauben die Macht hatte: daß Gössmann an zwei Universitäten zugleich lehren konnte! In Deutschland konnte sie in den 90er Jahren eine bezahlte Honorarprofessur in Frankfurt am Main nicht annehmen, ohne die unbezahlte in München aufzugeben – die letzte Runde in der Realsatire des „Falles Gössmann“!

Aber zurück ins Jahr 1955. Erst einmal hieß es: Japanisch lernen. Man macht sich kaum einen Begriff, was das heißt, und wenn man die entsprechenden Passagen in der Autobiographie liest (240–266; 296–306; 338–348), bricht einem der kalte Schweiß aus. Die Kinder lernten es im japanischen Kindergarten – und die erste Tochter prunkte damit einschließlich der Schriftzeichen im deutschen Kindergarten (268, 296). Für die Mutter war es eine Sache von jahrelangem eiseren Fleiß. Nur so aber wurde konkret der interkulturelle Brückenbau möglich: Übersetzung deutscher theologischer Literatur ins Japanische, nicht zuletzt die auf die japanischen Verhältnisse hin umgestaltete Übersetzung des „Lexikons der feministischen Theologie“, an dessen deutscher Ausgabe Gössmann ebenso beteiligt war. Bei dieser Arbeit ist übrigens auch die schöne Anekdote entstanden, die sich inzwischen verselbständigt hat: Der Versuch, das Wort „Amtskirche“ ins Japanische zu übersetzen, erbrachte zunächst, wörtlich übersetzt: „Sekretariatskirche“ (403) – gerechte Strafe für das unschöne und zudem ganz unsachgemäße deutsche Wort?

Gössmann war aber bald in Japan nicht nur für Philosophie/Theologie, Mittelalter und Frauenforschung zuständig, sondern nahezu für den Gesamtbereich der Geisteswissenschaften. Die fle-

xible Wissenschaftslandschaft in Japan forderte von ihr: Kurse in deutscher Literaturgeschichte, Philosophiegeschichte des Mittelalters und der Neuzeit, Germanistik einschließlich Mittelhochdeutsch, Sozialgeschichte – kurzum alles, was man in amerikanischen Universitäten „Humanities“ nennt. Und dies vor japanischen Studierenden, amerikanischen Studierenden japanischer Herkunft, internationalen Studierenden, daher je nach Publikum auf Japanisch, Englisch oder (selten) auf Deutsch. Im Durchschnitt ist Gössmann heute noch eine Hälfte des Jahres in Japan, die andere in Deutschland. Inzwischen ist sie in Japan emeritiert, gerade rechtzeitig, um – der deutsche Amtschimmel wieherte abermals kräftig – die unbezahlte (!) Professur in München annehmen zu können (381).

Trotzdem gewinnt man den Eindruck: Gössmann war keine „workaholic“. Sie hat gelebt, Freundschaften gepflegt, Gastfreundschaft gewährt und genossen – und mußte nie vergeblich nach Hilfe im Alltag suchen. Die anrührendste Geschichte zur gewachsenen Durchdringung europäischer und japanischer Mentalität erzählt sie eher beiläufig: Wenige Monate nach dem Giftattentat der Aum-Sekte auf die U-Bahn 1995 in Tokio hat eine unbekannte Putzfrau durch ihre Geistesgegenwart ein zweites Attentat dieser Art verhindert, indem sie die Polizei auf einen verdächtigen Gegenstand aufmerksam machte. Die Frau litt daraufhin unter Verfolgungswahn und tat alles, daß ihr Name nicht bekannt würde – obwohl sie dadurch auf öffentliche Ehrung und finanzielle Belohnung verzichtete. Es gelang Gössmann, die Frau zu finden, sie psychisch zu stabilisieren, mir ihr einiges zu unternehmen – aber bis heute ist ihr Name in der japanischen Öffentlichkeit unbekannt (416–420).

Das Buch schließt mit einem Nachruf auf Gössmanns Lehrer Michael Schmaus (459–485), der geringfügig umgearbeitet und ergänzt zu dessen zehnjährigem Todestag in Heft 2/2004 der „Münchener Theologischen Zeitschrift“ erscheint. Darin nimmt Frau Gössmann ihren Lehrer mit minutiöser Auswertung der Quellen und Zeugnisaussagen in Schutz gegen zur Zeit modische Angriffe auf den sogenannten „braunen Professor“ von 1933 und widerlegt einige Legenden.

Man kann der jüngeren Generation nur raten,

die vorangehenden Kapitel über Gössmanns Kindheit, Jugend und Studienzeit nicht vor lauter Interesse an der Wissenschaftsbiographie zu übergehen. Die Generation, die über die 30er und 40er Jahre des vergangenen Jahrhunderts noch aus unauslöschlicher Erinnerung erzählen kann, stirbt allmählich aus. Und Elisabeth Gössmann ist eine begnadete Erzählerin!

Für die ungefähr Gleichaltrigen sind die ersten Kapitel des Buchs die beklemmende Erinnerung an selbst Erlebtes. Gössmann aber hat noch Anstrengenderes und Schlimmeres erlebt. Sie ist nicht, wie der Rezensent, in einer rheinischen, kritisch-katholischen und entschieden anti-nationalsozialistischen Familie aufgewachsen, sondern als Kind einer konfessionsverschiedenen Ehe, die damals noch keine „konfessionsverbindende“ Ehe war, in der aber der evangelische Vater sich treu an das damals erforderliche Versprechen der katholischen Kindererziehung gehalten hat. Der Vater, Beamter am Zollamt, war zudem nicht fanatischer, aber doch einigermaßen überzeugter Nationalsozialist, nicht nur Mitläufer – mit zermürbender Entnazifizierungsprozedur und zeitweiliger Angst vor Arbeitslosigkeit nach dem Krieg. In diesem Kontext standen also Kindheit und Jugend zwischen dem gemischtkonfessionellen, aber doch „bischöflichen“ Osnabrück, dem „gut-katholischen“ Emsland (Rhede) und dem mehrheitlich reformierten Ostfriesland (Leer).

Von Seite zu Seite wird das Buch zu einem Sozialprotokoll des Lebens in dieser Zeit unter den Bedingungen des Hitler-Regimes. Daraus stenogrammartig nur folgendes: eine „Mischehe“ in den 30er Jahren (22f.). Die spätere Germanistin haßt schon als Kind unverständene Wörter (21–25; 54f.), fängt sich aber Ohrfeigen, wenn sie ahnungslos Ungehöriges nachplappert (22f.). Der Vater spielt nicht mit Mädchen (27; 54!). Hausarbeit um 1930 (28f.). Erste Aufmerksamkeit auf „die Juden“ (58f.). Angst um ein totgeborenes und ungetauftes Kind (61). „Ökumene“ beim Martinslied (62). Die Trinität im Religionsunterricht anhand der drei Kerzen mit einer Flamme – ohne die Frage, warum es denn nicht auch vier sein dürfen (65). Der selbstgebaute Mai-Altar und die Andachten davor (67ff.). Die üblichen alten Familiensprüche gegen neugierige Fragen („Der Teufel sitzt hinter dem Spiegel!“ „Das lernst du in der

Schule!“ usw.). Soziale Unterschiede (81f.), brutale Schulstrafen (82f.). Erstbeicht- und Erstkommunion-Unterricht (82–87). Kriegsbeginn und Krieg (102ff.). Und dessen grausames Ende, erlebt in Ostfriesland, wobei sich die Erfahrung von allerlei menschlicher Erbärmlichkeit und heldischer Hilfsbereitschaft die Waage hielten (148–155). Danach der tägliche Kampf ums Durchkommen, der Hunger, die umgearbeitete Militärkleidung, die Mühsal bei der Wiederherstellung halbwegs erträglicher Wohn- und Lebensverhältnisse.

Im Blick auf das wache Miterleben gehört das alles übrigens zur Vorgeschichte der feministischen Theologie und des Feminismus überhaupt. Damit bin ich beim letzten Hinweis auf die Studienzeit: Germanistikstudium in Münster mit Staatsexamen 1952 – fast wie eine Pflichtübung. Doch die religiöse Neugier des begabten Kindes wandelte sich bald zum wissenschaftlichen Eros für die (katholische) Theologie – ungeachtet aller damals realistischen beruflichen Aussichtslosigkeit. Und unter souveräner Ablehnung aller gutgemeinten Ratschläge, mit denen man(n) dem heraufziehenden Problem „Frau in der Theologie“ zu entkommen suchte (200). Dieselben Bücher und Autoren, an denen auch andere damals ihre Perspektiven des Fragens und ihre Optionen für Antworten formten: Peter Wust, Karl Pfleger, Léon Bloy, Charles Péguy, Gabriel Marcel. Und dieselbe akademische Lehrergeneration: Was Gössmann über Hermann Volks Auseinandersetzung mit der reformatorischen Theologie in seiner Dogmatik-Vorlesung zur Gnadenlehre berichtet (201f.), hat Fernwirkungen bis in die Arbeit des Ökumenischen Arbeitskreises evangelischer und katholischer Theologen am Projekt „Lehrverurteilungen – kirchentrennend“ (1982–1986) gehabt – und Probleme bereitet.

Nostalgie kommt auf angesichts der vielen Faksimile-Reproduktionen nicht nur, aber auch zu den akademischen Prüfungsvorgängen. Im München der 50er und 60er Jahre galt noch die Ingolstädter Promotionsordnung aus dem 19. Jahrhundert: vierstündige Klausuren und halbstündige mündliche Prüfungen in acht Fächern, vom Alten Testament bis zum Kirchenrecht, verteilt auf zwei Semester nach Annahme der Dissertation; danach im Rahmen des Promotionsaktes öffentliche Disputation über lateinisch

formulierte Thesen, je fünf in acht Fächern, aus denen die Fakultät 14 Tage vorher zwei auswählte und mitteilte. Alle Promovenden mußten die (gedruckten!) Thesen allen Professoren (auch den emeritierten) persönlich überbringen – die letzte Visitenkarte vor dem Promotionsakt und der Beschlußfassung über die Note. Die Promotionsfeier war Punkt für Punkt der Bischofsweihe nachgebildet: Einzug der Professoren in Talaren, Dekan mit Kreuz, Kerzenträger voran, Ringverleihung (sofort nachher wieder auf dem Dekanat abzugeben), Einkleidung mit Schulterumhang und Doktorhut (hielt bei Frau Gössmann nur dank des Haarknotens: siehe das Photo auf S. 237), Übergabe des Evangelienbuchs, „Ordinationsformel“ („Ego te promo-

veo ...“), Probevorlesung in lateinischer Sprache (gewöhnheitsmäßig vom Dekan nach wenigen Sätzen mit „Satis est“) abgebrochen. Nach 1968 war das alles „unter den Talaren Muff von tausend Jahren“. Die Promotion geschah nun nicht öffentlich; Hauptfach und zwei Nebenfächer, Aushändigung der Bescheinigung über die Note auf dem Sekretariat des Dekans. Aber Gössmanns Promotions-Professoren waren weithin auch noch die meinen. Also Nostalgie! Wir „alten Münchener“ wissen noch, was ein „Rigorsum“ ist!

Otto Hermann Pesch

¹ Gössmann, Elisabeth: Geburtsfehler: weiblich. Lebenserinnerungen einer katholischen Theologin. München: Iudicium 2003. 488 S. Br. 19,80.